

HELMUTH KIESEL · HEIDELBERG

Das Vaterbild in der deutschsprachigen Literatur der Nach-68er-Zeit

Die 68er-Zeit hat die Literatur um ein neues Genre bereichert: die sogenannten Vaterbücher. Um genau zu sein, muß man sagen, daß es nicht eigentlich die 68er Jahre im engeren Sinn waren, die diese Vaterbücher hervorgebracht haben, sondern die folgenden 70er Jahre. Aber geschrieben sind diese Vaterbücher im Geist der 68er-Zeit, und deswegen kann man durchaus sagen, daß sie ein Produkt der 68er-Zeit sind. Sie sind der literarische Ausdruck jener Kritik an gesellschaftlichen Autoritäten und jener Tribunalisierung der Elterngeneration, der sich die 68er-Bewegung, erschrocken über die NS-Vergangenheit und über die mögliche Verstrickung der Eltern, mit dem Eifer und der Schonungslosigkeit derer, die selber keine Enthüllung fürchten müssen, hingab.

Natürlich hat auch die Literatur der Dekade vor 1968 schon gefragt, wie sich diejenigen, die um 1968 die Elterngeneration repräsentierten, während der NS-Zeit verhielten. Man denke nur an zwei Romane von Heinrich Böll, die um 1960 erschienen sind. In *Billard um halb zehn* (1959) wird in einem komplizierten Erinnerungs- und Entdeckungsprozeß vergegenwärtigt und analysiert, wie sich verschiedene Mitglieder einer angesehenen Architektenfamilie der Nachkriegszeit während der NS-Zeit verhalten haben. In *Ansichten eines Clowns* (1963) kontrastiert der Erzähler, ein junger Mann, die kirchlich-politischen Aktivitäten seiner Mutter in der Nachkriegszeit mit ihrem Verhalten während der NS-Zeit: Jetzt, gegen Ende der 50er Jahre, ist die Mutter »Präsidentin des Zentralkomitees der Gesellschaften zur Versöhnung rassischer Gegensätze« und hält im europäischen Ausland und in Amerika Vorträge »über die Reue der deutschen Jugend«.

HELMUTH KIESEL, 1947 geboren, studierte Germanistik und Geschichte in Tübingen; Promotion 1977, Habilitation 1984; nach Lehrtätigkeiten in St. Louis/USA, Bochum und Bamberg lehrt er seit 1990 als Ordinarius Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Heidelberg. Er ist Mitherausgeber dieser Zeitschrift.

Während der NS-Zeit aber glaubte sie den Parolen Hitlers und opferte ihnen zuletzt noch ihre eigene Tochter. Unauslöschlich hat sich dem Gedächtnis des Erzählers eingeschrieben, was seine Mutter sagte, nachdem seine Schwester Henriette im Februar 1945 weggefahren war, als ginge es zu einem Schulausflug:

»Ich winkte noch einmal hinter der Straßenbahn her, in der Henriette davonfuhr, ging durch unseren Park nach Hause, wo meine Eltern mit Leo schon bei Tisch saßen. Es gab Brennsuppe, als Hauptgericht Kartoffeln mit Soße und zum Nachtisch einen Apfel. Erst beim Nachtisch fragte ich meine Mutter, wohin denn Henriettes Schulausflug führe. Sie lachte ein bißchen und sagte: ›Ausflug. Unsinn. Sie ist nach Bonn gefahren, um sich bei der Flak zu melden. Schäle den Apfel nicht zu dick. Junge, sieh mal her‹, sie nahm tatsächlich die Apfelschalen von meinem Teller, schnippelte daran herum und steckte die Ergebnisse ihrer Sparsamkeit, hauchdünne Apfelscheiben, in den Mund. Ich sah Vater an. Er blickte auf seinen Teller und sagte nichts. Auch Leo schwieg, aber als ich meine Mutter noch einmal ansah, sagte sie mit Ihrer sanften Stimme: ›Du wirst doch einsehen, daß jeder das Seinige tun muß, die jüdischen Yankees von unserer heiligen deutschen Erde wieder zu vertreiben.‹ Sie warf mir einen Blick zu, mir wurde unheimlich, sie sah dann Leo mit dem gleichen Blick an, und es schien mir, als sei sie drauf und dran, auch uns beide gegen die jüdischen Yankees zu Felde zu schicken. ›Unsere heilige deutsche Erde‹, sagte sie, ›und sie sind schon tief in der Eifel drin.‹ Mir war zum Lachen zumute, aber ich brach in Tränen aus, warf mein Obstmesser hin und lief auf mein Zimmer. Ich hatte Angst, wußte sogar warum, hätte es aber nicht ausdrücken können, und ich wurde rasend, als ich an die verfluchten Apfelschalen dachte. [...] Henriette mit blauem Hut und Rucksack. Sie kam nie mehr zurück, und wir wissen bis heute nicht, wo sie beerdigt ist. Irgend jemand kam nach dem Kriegsende zu uns und meldete, daß sie ›bei Leverkusen gefallen‹ sei.«

Der Erzähler hat, wie man sieht, eine präzise Erinnerung an das Verhalten seiner Eltern während der NS-Zeit. Er weiß alles Wichtige über sie; es gibt kein Geheimnis um sie; sie müssen ihm nicht erst verdächtig werden; er muß sie nicht lange befragen; und er hat auch nicht die Erfahrung einer Enttäuschung zu machen – denn er weiß ja alles, was über die Vergangenheit zu wissen ist, aus eigener Anschauung.

Anders die Verfasser oder Erzähler der Vaterbücher der 70er und 80er Jahre. Sie zählen zu den Spät- oder Nachgeborenen des Dritten Reichs und entbehren jener authentischen Kenntnisse, die Bölls Clown aus eigener Anschauung hat. Sie lernen ihre Eltern als bundesrepublikanische Durchschnitts- oder gar Musterbürger kennen, vertrauen ihnen, idealisieren sie möglicherweise – bis dann aus irgendeinem Anlaß ein Verdacht aufkommt, zu Fragen nach dem Verhalten während des Drittes Reichs drängt und zu

Entdeckungen führt, die mehr oder minder enttäuschend sind. Das beste Beispiel für diese Art von Erfahrung ist wohl Christoph Meckels Aufarbeitungsbuch *Suchbild. Über meinen Vater* (1980).

* * *

Christoph Meckel wurde 1935 geboren. Sein Buch handelt von seinem Vater, dem 1907 geborenen Lyriker und Erzähler Eberhard Meckel, der in den 30er Jahren eine Kunst vertrat, die von gesellschaftlichen Problemen und politischen Vorgängen keine Notiz nahm, sondern sich in die Natur und das sogenannte Überzeitliche oder Ewige versenkte. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde Eberhard Meckel mobilisiert, stieg vom gemeinen Soldaten zum Offizier auf, erlitt eine Hirnverletzung, überlebte aber den Krieg, wenn auch in Gefangenschaft. Nach der Entlassung aus der Gefangenschaft setzte er seine schriftstellerische Tätigkeit fort, fand aber keinen Anschluß mehr an die neue Nachkriegsliteratur. Seinen Lebensunterhalt verdiente er vorzugsweise mit Buch- und Theaterkritiken. 1969 ist Eberhard Meckel verstorben. In seinem Nachlaß fand der Sohn neun Jahre später tagebuchähnliche Aufzeichnungen aus dem Krieg, und diese Entdeckung bildete den Anlaß für das Aufarbeitungsbuch *Suchbild*, das dann 1980 erschien. Es ist der bewußtmachende Nachvollzug einer zuvor erfahrenen, aber undurchschauten Desillusionierung – und zugleich die Analyse eines allgemeineren bundesrepublikanischen Vaterproblems.

Meckels *Suchbild* setzt mit einer positiven Erinnerung an den Vater ein:
»Ich behalte das Glück der ersten Erinnerung.

Neben meinem Vater im DKW, vermutlich zu klein, um aus dem Fenster zu schauen, schnelles Fahren auf der Schöneicher Chaussee, hinter Friedrichshagen, im Osten Berlins. Das Wagendach geöffnet, ein heller Tag, ich legte den Kopf zurück und sah in den Himmel, dort flatterte Laub und schlug über mir zusammen, schwindelerregend, ein Schwirren von Schatten und Licht – während mein Vater das Auto lenkte, wiederholte Erinnerung, helle und dunkle Chausseen, Fahren in der Nacht, Mark Brandenburg, schnurgerade Chausseen und schnelles Fahren, Gefühl von Sicherheit und blindem Vertrauen, eine wunderbare Gewißheit in seiner Nähe.«

Diese glückliche Erinnerung wird aber überlagert durch die Erinnerung an den Offiziersvater, der im Urlaub ein strenges Regiment führte und seine Kinder ausgiebig mit Strafen bedachte:

»Hinter dem Verschwender von Zuckerbroten kam ein Offizier mit der Peitsche daher. Der hielt für seine Kinder Strafen bereit. Der beherrschte so etwas wie ein System von Strafen, ein ganzes Register. Zu Anfang gab es Schelte und Wutausbruch – das war erträglich und ging wie der Donner vorbei. Dann kam das Ziehen, Drehen und Kneifen am Ohr, die Ohrfeige

und der berühmte Katzenkopf. Es folgte die Verbannung aus dem Zimmer, danach das Fortgesperrtsein ins Kellerloch. Und weiter: die Kindsperson wurde ignoriert, durch strafendes Schweigen gedemütigt und beschämt. Es wurde zu Besorgungen mißbraucht, ins Bett verurteilt oder zum Kohlen-schleppen abkommandiert. Zum Schluß, als Mahnmal und Höhepunkt, erfolgte die Strafe, die Strafe schlechthin, die exemplarische Bestrafung. Das war die Strafe des Vaters, die ihm vorbehalten, eisern gehandhabte Maßnahme. Im Sinn von Ordnung, Gehorsam und Menschlichkeit, damit Recht geschähe und das Recht sich dem Kind einpräge, wurde die Prügelstrafe angesetzt. Die Sorte Offizier griff zum Tatenstock und ging schon mal in den Keller voraus. Ihm folgte, wenig schuldbewußt, das Kind. Es hatte die Hände auszustrecken (Handflächen nach oben) oder sich über die Knie des Vaters zu beugen. Die Prügel erfolgten gnadenlos und präzise, laut oder leise gezählt, und ohne Bewährung. Die Sorte Offizier äußerte ihr Bedauern, zu dieser Maßnahme gezwungen zu sein, behauptete, darunter zu leiden, und litt darunter. Auf den Schock der Maßnahme folgte das lange Entsetzen: der Offizier verordnete Heiterkeit. Mit betonter Heiterkeit ging er voraus, gab ein gutes Beispiel in dicker Luft und war gereizt, wenn das Kind von der Heiterkeit nichts wissen wollte. An mehreren Tagen, jeweils vor dem Frühstück, wurde die Strafe im Keller wiederholt. Sie wurde zum Ritual und die Heiterkeit zur Schikane.

Für den Rest des Tages hatte die Strafe vergessen zu sein. Von Schuld und Sühne wurde nicht gesprochen und Recht und Unrecht lagen auf hoher Kante. Die Heiterkeit der Kinder blieb aus. Kalkweiß, sprachlos oder heimlich weinend, tapfer, trübe, verbissen und bitter ratlos steckten sie – nachts noch – in der Gerechtigkeit fest. Die prasselte nieder und hatte den letzten Schlag, die hatte das letzte Wort aus dem Mund des Vaters. Die Sorte Offizier strafte noch im Urlaub und war deprimiert, wenn sein Kind ihn fragte, ob er nicht wieder weg wolle in den Krieg.«

Aus Krieg und Gefangenschaft kam der Vater angeschlagen zurück, quälte sich mit der Beschaffung von Lebensunterhalt, verdrängte die Frage nach der Mitschuld an der Verfehlung des Dritten Reichs, kämpfte mit Depressionen und versuchte, seine Autorität in der Familie zu erneuern, was ihm freilich nicht überzeugend gelang:

»Die Freude auf meinen Vater war grenzenlos. Erinnerung an die frühe Kinderzeit schien mein Bild von ihm vergoldet zu haben. Ich flog zu ihm in das vergoldete Bild. Nach ein paar Monaten war die Verklärung weg. Die Entzauberung war gründlich, verstörend am Anfang, dann endlos grau. Der Halbgott des Kinderglaubens war ein nervöser Mann, Erzieher mit Nachholbedarf an Autorität. Er arbeitete an der Wiederherstellung seiner Familie, das heißt: an der eigenen, bestimmenden Rolle in ihr. Er kontrollierte Kleider, Fingernägel und Manieren, beaufsichtigte Schulaufgaben

und nahm jeden Tintenklecks zum Anlaß für prinzipielle Verkündigungen über Arbeit, Ordnung, Anstand und Kinderpflicht. Erstmals erschien der Satz WOZU HAT MAN KINDER. Das Kind war für jede Arbeit gut und wurde zu Verrichtungen gezwungen, deren Sinn es nicht einsah. Es fegte die Gräber seiner Urgroßeltern und wusch Geschirr in verordneter Reihenfolge. Als Tabak in einer Gesellschaft fehlte, wurde es weggeschickt, Zigaretten zu holen, während zu hören war WOZU HAT MAN KINDER und bejahendes Lachen folgte.

Er war nicht länger Zauberer oder Freund. Bedrückend stand er zwischen dem Kind und der Welt, ein verbissener, gequälter und quälender Vorschriftsmensch, der die Gegenwart seines Kindes mißbrauchte, um sich selber ins Recht zu setzen.«

Für den jungen Meckel ist dies eine individuelle Erfahrung, die ihn ratlos macht; der älter gewordene Verfasser des *Suchbilds* erkennt darin aber ein Epochenproblem: »Bewußtlose Selbstverminderung eines Menschen. Seine Zerbrochenheit quälte die Kinder (sie wußten noch nicht, daß diese Vaterschaft – der entthronte, hilflos gewordene Despot – bezeichnend war für die ganze Generation). Daß er sie liebte, erschwerte ihren Protest. Ratlosigkeit vieler Jahre, Beklommenheit. Die Luft blieb weg, das Lachen setzte aus. Dem psychischen Dilemma des Vaters waren die Kinder noch nicht gewachsen. Sie hatten keine Geduld für ihn, sie hatten vor allen Dingen keine Zeit. Sie suchten ein vaterloses Leben für sich, [...]«

Wie sich dieses Leben gestaltete, deutet Meckel nur an: »Ihre seelische Verelendung wurde enorm. Das Ordnungsauge des Vaters bemerkte nichts. Sie waren im Begriff, kriminell zu werden, und wurden mit schrägen Typen am Bahnhof gesehen. Sie zogen mit Automardern über die Parkplätze, raubten Automaten aus, brachen in Häuser ein und stahlen Geld. Der eine verschwand, zehn Jahre alt, und wurde im Ausland aufgegriffen. Der andere stolchte mit Selbstmordgedanken herum. Aufruhr und Destruktion war ihr tägliches Brot, ihr nächtliches Brot, ihr einziges Brot.«

* * *

Was mit »Aufruhr und Destruktion« gemeint ist, bleibt in Meckels *Suchbild* offen. Anders bei seinem Generationsgenossen Bernward Vesper, bei dem die Abwendung vom Vater ergänzt wird durch die Zuwendung zur 68er-Bewegung und die Annäherung an den Terrorismus.

Bernward Vesper wurde 1938 als Sohn des Erzählers und Lyrikers Will Vesper geboren. Dieser, 1882 geboren, trat 1931 in die NSDAP ein, wurde 1933 Vorsitzender der Reichsschrifttumskammer, blieb nach 1945 zwar unbehelligt, gilt aber als einer der prominenten NS-Autoren. An der kulturellen und politischen Entwicklung in der Nachkriegszeit fand er wenig

Gefallen. 1962 starb er, verbittert und von der Öffentlichkeit vergessen. Sein Sohn Bernward hat die Kindheit unter diesem Vater in seinem autobiographischen »Romanessay« mit dem Titel *Die Reise* ausführlich geschildert. Dieser »Romanessay« entstand zwischen 1968 und 1971, als der Verfasser Selbstmord beging. Er wurde 1977 aus dem Nachlaß publiziert und ist das eindrucksvollste und aufschlußreichste Dokument des anarchistischen und hedonistischen Flügels der 68er-Bewegung. Die Auseinandersetzung mit dem Vater, die Enttäuschung über ihn und der (nachträgliche) Protest gegen ihn, ist ein zentrales Motiv dieser 68er-Autobiographie. Die Protestbewegung erscheint wesentlich als Protest gegen die Elterngeneration. Gleich zu Beginn heißt es: »DER AUFSTAND GESCHIEHT gegen diejenigen, die mich zur Sau gemacht haben, es ist kein blinder Haß, kein Drang, zurück ins Nirwana, vor die Geburt. Aber die Rebellion gegen die zwanzig Jahre im Elternhaus, gegen den Vater, die Manipulation, die Verführung, die Vergeudung der Jugend, der Begeisterung, des Elans, der Hoffnung – da ich begriffen habe, daß es einmalig, nicht wiederholbar ist. Ich weiß nicht, wann es dämmerte, aber ich weiß, daß es jetzt Tag ist und die Zeit der Klarstellung. Denn wie ich sind wir alle betrogen worden, um unsere Träume, um Liebe, Geist, Heiterkeit, ums Ficken, um Hasch und Trip [werden weiter alle betrogen].«

In langen Passagen, die jeweils als »Einfacher Bericht« deklariert sind, werden danach die Erinnerungen an das Elternhaus und insbesondere an den Vater ausgebreitet. Er dominiert das Gut, das die Familie bewohnt und bewirtschaftet, unterwirft das ganze Leben in Haus und Hof seinen Ordnungsvorstellungen, verteidigt die NS-Politik und leugnet die Judenvernichtung, ängstigt die Kinder durch seine krachende Stimme und durch exemplarische Züchtigungen, ist insgesamt eine Gestalt, die jenseits aller Vertraulichkeit und Liebe zu stehen scheint. Nur ein einziges Mal kommt der Sohn auf den Gedanken, daß sein Vater ihn lieben könne: als er, der Sohn, schwer erkrankt ist und wahrnimmt, daß der Vater besorgt an seinem Bett steht. Gleichwohl begegnet der Sohn diesem Vater mit großem Respekt und großer Verehrungsbereitschaft. Er versucht, ihm zu gefallen; er verteidigt ihn gegen Kritiker; er wird, als der Vater stirbt, von tiefem Schmerz ergriffen und versucht danach, für die Werke des Vaters, die ihrer völkischen Tendenz wegen diskreditiert waren, einen Verleger zu finden. Das alles wird in dem Romanessay in Erinnerung gerufen, aber mit dem kritischen Bewußtsein des 68ers, für den dieser Vater zum Repräsentanten einer nichtswürdigen Autorität und einer hassenswerten Ordnung geworden ist. Diese Wahrnehmung des Vaters treibt den Sohn in die Arme der Protestbewegung: »Die Tatsache, daß ich mich dem sozialen Protest angeschlossen habe, war weder auf eigene Not aus sozialer Ungerechtigkeit, noch auf materielle Entbehrungen und Wechselfälle im Kampf ums Dasein

zurückzuführen, sondern einzig und allein auf das Vorbild aller sozialen Tyrannei, der Tyrannei des Familienvaters, eines Überbleibsel der Tyrannei, die der Stammesälteste in der Urgesellschaft ausübte.«

Wie dramatisch der Desillusionierungsprozeß für Bernward Vesper gewesen sein muß, wird nicht nur aus seinen Haßausbrüchen gegen die vom Vater repräsentierte Gesellschaft deutlich, sondern auch aus dem Umstand, daß er seine Beziehung zum Vater in höchst anspruchsvoller Weise religiös reflektiert. Eine Gesamtlektüre der Bibel, die in Vespers Romanessay abreviatorisch und in kritischer Brechung wiederholt wird, drängt dazu, den Vater als Vertreter der göttlichen Autorität zu sehen.

»Ich las täglich im Neuen Testament und lernte die Psalmen, wie der Hirsch dürstet nach frischem Wasser, so dürstet meine Seele nach Dir. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst diese Ringe nicht zerbrechen, die Gott um Deinen Finger gelegt hat. Du sollst nicht töten, Du sollst keinen Menschen töten und kein Tier. Du sollst nicht stehlen, Du sollst Vater und Mutter ehren, was ist das? ›Du sollst Vater und Mutter ehren/und wenn sie dich hauen/dann sollst du dich wehren/und wenn sie um die Ecke gucken/sollst du ihnen in die Fresse spucken.« Das zu sagen, war untersagt, denn Gott vernichtet alle, die wider ihn sind, er treibt sie auf den Berg Horeb und schlachtet sie ab.

Und Gott war mein Vater und mein Vater war Gott, morgen früh, wenn Gott *will*, wirst Du wieder geweckt, mein Vater hieß *Will*.«

Der da die Bibel liest und sich das vierte Gebot vergegenwärtigt, ist, wie die frechen Knabenverse zeigen, bereits von der pubertären Rebellion gegen die Eltern erfaßt. Um so erstaunlicher ist die folgende Apotheose des Vaters, seine Identifikation mit Gott. Zweifellos hatte sie für den Verfasser, als er sie in Erwägung zog, keine Gültigkeit mehr; in ihrer Übertriebenheit läßt sie aber doch deutlich werden, wie mächtig der Vater dem Verfasser zeitweilig erschienen sein mag. Dieses Vaterbild war nicht haltbar. Der Verfasser mußte sich von ihm losreißen, und das heißt auch: mußte es destruieren. Aber geblieben ist ihm die Sehnsucht nach einer väterlichen Autorität, bei der er sich in religiöser oder heilsmäßiger Weise hätte aufgehoben fühlen können, und von dem Wunsch nach Versöhnung mit dieser väterlichen Autorität. Zwar nicht in der Realität, wohl aber im Drogenrausch wird ihm diese Erfahrung denn auch zuteil. Die folgenden Sätze beschreiben den Höhepunkt eines Drogenrauschs:

»Der Himmel war graubraun gewesen. Die Neonlampen erreichten ihn nicht, bildeten nur einen grünlichen Schleier Dunstbahnen rechts und links des Platzes. Aber plötzlich brach genau aus dem Zenit ein Fallschirm aus tiefem warmen Blau, öffnete sich langsam. Das ganze Gewölbe des Himmels bis hinunter zu den Fransen der Dächer eine einzige samtene, blaue Zeltkuppel.

»Burton«, ich schrie und doch war meine Stimme zum Schreien unfähig, denn ich sah, daß der VATER uns liebte und uns noch einen Tag schickte, dessen Geheimnis wir zu sehen begannen. Ich faltete die Hände über den Knien.«

Bezeichnenderweise kommt es bei anderer Gelegenheit zu einer ähnlichen Vision:

»Und ich wußte, daß ich nur noch wenige Stunden zu leben hätte, und ich stand im Garten Gethsemane und ich freute mich, daß es diesen Garten gab mit seinen Blumen und den Düften der Hecken und ich wußte, daß ich verraten war von allen, die ich liebte.

Und im Koma überblickte ich mein ganzes Leben und alles, was ich gemacht hatte und sah, daß es gut war und Zeit zu sterben.

Und ich sah im Weiß der Wolke über den Baumkronen den VATER, und ich breitete die Arme aus, kniete [mich] ins Gras und flüsterte: »Vater, ich bin gekommen, ich bin Jesus!«

* * *

Natürlich haben nicht nur Autoren, sondern auch Autorinnen gefragt, welche Rolle ihre Väter während der NS-Zeit gespielt haben und welche Bedeutung diese Väter für ihre eigene Sozialisation und ihr eigenes Leben hatten. Dafür bekannt geworden ist Elisabeth Plessens Roman *Mitteilungen an den Adel*, der 1976 erschienen ist. Auch in ihm wird der Tod des Vaters für die Erzählerin zum Anlaß, sich noch einmal die Konflikte mit dem Vater zu vergegenwärtigen: Konflikte, die daraus resultierten, daß der Vater, ein standesbewußt auf seinem Gut lebender Graf, in gesellschaftlichen und politischen Vorstellungen, Haltungen und Redeweisen befangen blieb, die von der liberaleren und emanzipatorischen Tochter nicht mehr akzeptiert werden konnten. Hier gibt es viele Ähnlichkeiten mit dem bereits abgeschlossenen, aber noch nicht erschienenen Romanessay von Vesper und mit dem kurze Zeit später erschienenen *Suchbild* von Meckel. Dies weiter auszuführen, ist nicht nötig; statt dessen soll der Blick auf zwei Texte von Ingeborg Bachmann gerichtet werden, in denen die Figur des Vaters eine ganz unerhörte Bedeutung erlangt. Gemeint sind zwei Texte, die dem un-abgeschlossenen *Todesarten*-Zyklus angehören, nämlich der Roman *Malina*, der von der Autorin selbst noch zum Druck gebracht wurde und 1971 erschienen ist, und der unvollendete Roman *Der Fall Franza*, von dem zu Lebzeiten der Autorin (1926–1973) nur kleinere Teile publiziert wurden (das Übrige wurde aus dem Nachlaß herausgegeben).

Malina ist die Geschichte einer Frau, die sich zwischen zwei, ja eigentlich: drei Männern gestellt sieht, nämlich ihren rational denkenden und fürsorglichen Lebenspartner Malina, ihren gefühlvollen und manchmal stür-

mischen Liebhaber Ivan – und ihren Vater. Malina und Ivan erscheinen als Figuren des aktuellen Lebens der weiblichen Hauptperson, die zugleich die Ich-Erzählerin ist. Der Vater hingegen ist eine Figur der Vergangenheit, die nur noch in erschreckenden Träumen und therapeutischen Gesprächen auftaucht. Von allen drei Männern kann gesagt werden, daß sie nicht nur (um nicht zu sagen: überhaupt nicht) Menschen aus Fleisch und Blut repräsentieren sollen, sondern geistige und psychische Instanzen, Persönlichkeitskomponenten der Ich-Erzählerin, die sich selbst als schizothym, als empfindungs- und bewußtseinsmäßig gespalten, als latent schizophren einschätzt. Daß dies nicht als individueller Defekt zu betrachten ist, versteht sich von selbst: In der Schizothymie der Ich-Erzählerin spiegelt sich nur das »Schizoid« der Welt, man könnte wohl sagen: die Unvereinbarkeit jener Kräfte, die das Leben der Menschen bestimmen, nämlich Rationalität, Emotionalität oder Liebesverlangen, Machtgier und Destruktionsneigung. Für die Rationalität steht Malina, für die Emotionalität Ivan, für die Machtgier und die Destruktionsneigung der Vater.

Vom Vater handelt das zweite Kapitel des *Malina*-Romans. Auf nicht weniger als 60 Seiten reproduziert die Ich-Erzählerin ihre nächtlichen Träume vom Vater. Es sind durchweg Schreckensträume, die in noch so vielen Varianten immer nur von einem handeln: von geistlicher und körperlicher Unterwerfung, von Vergewaltigung und Verstümmelung, von fortgesetzten Tötungsversuchen schließlich. Der Vater führt die Tochter auf den »Friedhof der ermordeten Töchter«; er bringt sie in die »größte Gaskammer der Welt«; er sticht ihr mit seinen Fingern die Augen aus und reißt ihr das Herz und die Gedärme aus dem Leib; er bedrängt sie andauernd sexuell und prügelt sie, um sie gefügig zu machen; er reist nach Rußland, um dort »die Torturen« zu studieren, und als er zurückkommt, übergießt er die Tochter bei 50 Grad Kälte mit Wasser, so daß sie zu einer bizarr aussehenden Eisfigur erstarrt; er ist eine Lawine, die die Tochter unter sich begräbt; er ist ein Krokodil, das nur danach trachtet, die Tochter zu verschlingen. Kurz: Der Vater erscheint in Bachmanns *Malina*-Roman als eine Potenz, die nur eines im Sinn hat: die Ich-Erzählerin und ihre Schwester, also das Weibliche insgesamt, zu demütigen, zu vergewaltigen und zu vernichten. Und nicht genug damit, er ist die vielgestaltige Inkarnation der menschlichen Tötungsbereitschaft oder Tötungsgier: »[...] er wechselt in einem fort die Kostüme, er trägt den blutbefleckten weißen Schlächterschurz, vor einem Schlachthaus im Morgengrauen, er trägt den roten Henersmantel und steigt die Stufen hinauf, er trägt Silber und Schwarz mit schwarzen Stiefeln vor einem elektrisch geladenen Stacheldraht, vor einer Verladerampe, auf einem Wachturm, er trägt seine Kostüme zu den Reitpeitschen, zu den Gewehren, zu den Genickschußpistolen, die Kostüme werden in der untersten Nacht getragen, blutbefleckt und zum Grauen.«

Nun bleibt zu fragen, woher dieses Vaterbild kommt und wofür es letztlich steht. Die Forschung hat, gestützt auf einschlägige Äußerungen von Ingeborg Bachmann, geltend gemacht, daß sich in dem Vaterbild, das in *Malina* entwickelt wird, die brutale Männlichkeit der faschistischen Epoche, die Ingeborg Bachmann früh erschreckend wahrgenommen habe, widerspiegeln und verdichten; die »Kostüme« des Vaters in der zitierten Passage stützen diesen Schluß. Aber letztlich erlaubt es der Roman doch nicht, den Vater einfach mit faschistisch brutalisierter Männlichkeit gleichzusetzen. Denn erstens hat der Vater kurz vor der zitierten Stelle plötzlich auch das Gesicht der Mutter der Ich-Erzählerin; zweitens hat er während seiner Auftritte in den verschiedenen Henkerskostümen nicht mehr die Stimme des Vaters; und drittens stellt die Ich-Erzählerin in dem anschließenden analytisch-therapeutischen Gespräch mit Malina fest: »Es ist nicht mein Vater. Es ist mein Mörder.« Das kann nun zwar heißen, daß der Vater endlich als Mörder erkannt wurde; aber ebensowohl kann es auch heißen, daß endlich die Differenz erkannt wurde, die zwischen dem mörderischen Prinzip, das sich als Vater geriert, und dem eigentlichen Vater besteht. Gleich aber, ob nun dieses mörderische Prinzip mit dem Vater zu identifizieren ist oder nicht –: es geht nicht im Männlichen auf, sondern hat auch weibliche, mütterliche Züge und ist, wie die Erzählerin an der betreffenden Stelle selber bemerkt, »etwas Drittes«.

Daß der Vater, wer oder was auch immer er sei, etwas mit Gott zu tun haben könne, wird im *Malina*-Roman knapp einmal angedeutet: »Mein Vater«, heißt es einmal, »ist zum Theater gegangen. Gott ist eine Vorstellung.« Im *Franza*-Fragment wird dieser vorerst noch etwas rätselhafte Gedanke weiter ausgeführt, und zwar auf eine Weise, die eine überraschend starke Ähnlichkeit mit den Gott-Vater-Visionen von Bernward Vesper hat. Auch im *Fall Franza*, dessen drittes Kapitel im »Purgatorium« der ägyptischen Wüste am Roten Meer angesiedelt ist, kommt es unter dem Eindruck der Landschaft und unter dem Einfluß von Drogen (Haschisch) zu einer Vater-Gott-Vision:

»Dann stand sie [= Franza am Strand des Roten Meeres], suchte sich eine Stelle zum Stehen aus, zwischen dem, was krallen, stechen, zutschen wollte, und die Sonne stand genau über ihr. Da sah sie das Bild, in dem roten Arabien. [...] Sie schaute fassungslos. Ich sehe. Und jetzt wieder. Ich sehe, was niemand je gesehen hat, ein Bild, sie ging ein paar Schritte, zu langsam, und das Bild zog sich zurück. Ihre Haut fing zu brennen an. Ich muß laufen, es wird schon deutlicher, er ist es, ich muß noch bis zu ihm, aber es war nicht Martin [= ihr Bruder], der zurückwich, aber er ist es ja, er in dem weißen Mantel, er steigt aus dem Bild, er ist gekommen aus Wien, in dem Trostmantel, um mich heimzuholen, nein, in dem schrecklichen Mantel, den er abwirft, aber er ist es nicht. Mein Vater. Ich habe meinen Vater gese-

hen. Er wirft seinen Mantel ab, seine vielen Mäntel ab. Sie legte ihre Hände über den Kopf, damit ihr Kopf nicht in Feuer aufging. Aber es ist nicht er, er ist nicht mein Vater. Wer ist er denn? Sie begann schneller zu laufen, und schwarz und hochaufgerichtet kam das über den Strand und war über dem Sand und faßte wieder Fuß. Aber schwarz und finster und jetzt über den Strand kriechend, sich wälzend, kam es. Gott kommt auf mich zu, und ich komme auf Gott zu. Sie lief wieder und weinte, weinte, und weil kein Wort aus ihr herauskam, nur der Zigarettenschleim in ihrem Hals hochkam, spuckte sie in den Sand und lief weiter. Ich habe Gott gesehen. Zum greifen nah, zwischen, wo bin ich? Safaga und, zwischen Safaga, kurz vor Safaga, schöne Berge um und über 2000 Meter, im Zelt neben dem Militärposten, wo ist der Posten, die Phosphatgesellschaft, ehemaliger englischer Hafen, man muß zulassen, daß ich es noch erreiche. Die Phosphatgesellschaft kann Gott nicht verhindern.

Sie stürzte und kam auf die Knie zu liegen, und da lag Er vor ihr, ein schwarzer Strunk, aus dem Wasser geschwemmt, eine Seewalze, ein zusammengeschrumpftes Ungeheuer, keine dreißig Zentimeter lang, in dem ein leises Leben war. Darauf war sie zugerannt. Sie weinte noch immer, griff nach dem Tier und schob es ins Wasser zurück, ließ es ins Meer schaukeln. Ich habe ein Bild gesehen. Sie blieb [wie nach einer Abtreibung in Wien] liegen, mit den Konvulsionen, wie auf dem Korridor in Wien, auf einem Parkettboden, einem Linoleumboden, in einem Spitalsbett, jetzt wieder im Sand, auf dem die Kamele verbluteten, sie lachte und lachte und lachte – und in ihr Lachen, die Einfallsstelle für die Dekomposition: wer bin ich, woher komme ich, was ist mit mir, was habe ich zu suchen in dieser Wüste, trat, ja trat nicht, da ja nichts eintreten kann, da trat etwas sie nieder und mit ihr das andre, den halben Tod, die halbe Vernunft, das halbe Tier, den halben Menschen, die halben fünf Sinne, die eine Schwester, die andre Frau, das von der Sonne anvisierte Fleisch im Verderben, im Übergang zu etwas nicht Erkennbarem.

Sie schrie. Martin hob sie auf, und sie trugen sie zu dem Wagen auf der Piste.

Die arabische Wüste ist von zerbrochenen Gottesvorstellungen umsäumt.«

Wie bei Vesper verdankt sich wohl auch diese Vater-Gott-Vision der Sehnsucht nach einer Instanz, bei der man sich aufgehoben fühlen könnte. Wie bei Vesper findet diese Sehnsucht auch bei Bachmann keinen Halt in der Wirklichkeit. Der visionär sich artikulierende Wunsch, daß der Vater komme, geht nicht in Erfüllung. Längst ist der Vater tot; vor der Reise in die Ägyptische Wüste hat die Tochter sein Grab besucht. Und der Mann, der an die Stelle des Vaters getreten ist, der Ehegatte der Franza, ist einer jener Folterer und Henker, die in *Malina* die Vater-Welt repräsentieren: ein

Psychologie-Professor, der seine Frau als »Fall« betrachtet und mit den »Folterwerkzeugen der Intelligenz« bearbeitet. Seinesgleichen ist dafür verantwortlich, daß die Gesellschaft – laut Bachmann – ein riesiger »Mord-schauplatz« ist, auf dem unablässig gefoltert und gemordet wird. Und Rettung ist nicht zu verantworten. So wenig wie der Vater wird Gott erscheinen. Dem Verlust des Vaters, dem das Kind vertrauen durfte, folgt der Verlust Gottes.

* * *

Ging die Literatur der 70er und 80er Jahre mit den Vätern hart ins Gericht, so mildert sich der Ton seit Beginn der 90er Jahre. Einige Hinweise mögen dies verdeutlichen:

Hanns-Josef Ortheil legte 1992 einen Roman mit dem Titel *Abschied von den Kriegsteilnehmern* vor. Viel ist darin auch vom Vater die Rede, der ein »Kriegsteilnehmer« war. Ganz im Sinne der früheren Vaterbücher wird seine Vita aufgerollt, wird der Vater vom Sohn über sein Wissen über Auschwitz befragt und der Mitschuld bezichtigt, beginnt der Sohn den Vater »als lebendes Überbleibsel der Vergangenheit« zu hassen, will sich der Sohn vom Vater distanzieren, kommt es zum Streit über die Vergangenheit, bricht der Generationenkonflikt auf, der auch ein Konflikt zwischen zwei geschichtlichen Epochen ist. Aber all dies wird in diesem Roman, der bereits ein Erinnerungsbuch des erwachsenen Sohnes ist, im Ton des Bedauerns erzählt, und im übrigen wird auch mitgeteilt, welches Verdienst sich der Vater bei der Erziehung des autistisch-sprachlosen Sohnes erworben hat. In dem 1994 erschienenen Buch *Das Element des Elefanten: Wie mein Schreiben begann* wird dies dann noch weiter ausgeführt: Der Vater erscheint in ihm als der letzte Nothelfer, dem es schließlich doch gelingt, dem Sohn die Sprache beizubringen, ihn die Kunst des Bezeichnens zu lehren, ihm solchermaßen die Welt zu erschließen und ihn (unabsichtlich) auf die Bahn des Schriftstellers zu setzen. Und besser noch als Ortheils Vater kommt der Vater in Martin Walsers jüngstem Roman *Ein springender Brunnen* von 1998 weg: nicht nur, daß er seinem Sohn Johann, von dessen Kindheit und Jugend der Roman handelt, die Liebe zur Sprache beibringt und ihn letztlich zum Dichter macht; der aus dem ersten Weltkrieg für immer geschwächt zurückgekommene Vater ist es auch, der in diesem Roman früh die Nazis durchschaut und gegen sie spricht, während die Mutter, um das Geschäft zu retten, in die Partei eintritt. – Es scheint, daß die Tribunalisierung und Verurteilung der Väter, die in den 70er Jahren begann, ihren Höhepunkt überschritten hat und daß nun eine angemessenere Sichtweise aufkommt.